

Illustrated Bookman's Bazaar

College 2004

„Rheingauer Beobachter“

Unvergleichbar größte Ehrenkennung in der Stadt Gießen

Order von Kaiserin Augusta's Hofordern. Wilhelm, 24.

Die sieben Sterne.

Roman von Albert Peterfen.

(Fortsetzung.)



Ihr Ragnhildur aber folgten Tage voll innerer Unruhe. Sie mußte an die arme Margrjet denken, deren Herz jetzt wohl schwer und ganz niedergeschlagen war. Sie mochte den Falbur, den sie bisher immer mit zärtlichem Entzücken betrachtet hatte, nicht mehr ansehen. Es war ihr, als blickten auf dem Silber der Sterne des traurigen Mädchens heiße Tränen. Konnte ihr der Schmutz, den sie nur durch die Verraubung einer andern tragen würde, zum Segen gereichen? Wohl gerade, weil sie sich als Harres Braut so glücklich fühlte, war ihr im Gedanken an Margrjet so weich und weh ums Herz. Das liebe, selbstlose, tapfere Mädchen! In Ragnhildur war der heiße Wunsch, die andere in ihre Arme schließen, sie schwesterlich aufheitern, ihr Wohlthat zu dürfen.

Alles Kühle, Herbe, wick in diesen Tagen von dem nordisch stolzen Mädchen. Gegen den Geliebten war sie voll warmer weiblicher Bärtlichkeit, und Harre war der Glückliche unter Gottes Sonne. — — —

Die Ernte war geborgen, ein reiches Kornjahr war es für Nordfriesland.

Ein warmer, sonnenheller September ging zur Reige. Der Oktober brachte die ersten herbstlichen Sturm- und Nebeltage. Von der See her brüllten warnend die Hörner, das erste Strandgut wurde auf den Schlick geworfen. Drißen, wo die Sandbank neben der Hallig sich hinzog, ragten zwei nackte Masten aus der hochgehenden See, bei Liefessee sah man den plumpen Leib einer Brigg schräg daliegen. Durch Peter Hansens Schifferrohr konnte man vom Deiche aus deutlich die weißen Buchstaben lesen: „Olbenbarnevels.“ Mehrere Wochen noch redete sich das Gerüppe des Schiffes drohend und mahnend auf der

Sandbank. Die Koogsbauern aber fuhren mit Spannwerk zum Strand hinunter, so viele Balken und Bretter wurden auf den Schiff geworfen. Und daß der Himmel seine Gaben nach der Menschen Sinn und Geschmack verteilt — dem Balthasar Zwerfen rollte bei steigender Flut ein Faß Cognac fast vor die Füße.

hen, und es war, als deuteten die quirlenden Bewegungen des gärenden Schiffs das Heben und Senken seiner wogenden Brust an.

Noch einmal zogen sonnenwarme, blaue Tage über Nordfriesland. Im bunten Herbstlaubenzirne ihrer Baumgärten ragten auf den Warften die Hölse.



Serbische Flüchtlinge auf der Raft.

Leipziger Pressebüro.

Die Mannschaft des Holländers mußte wohl gerettet sein, denn keine Leiche wurde an den Strand gespült. Der lärmende Nordseeriese, der Weststurm, hatte es noch nicht gar so schlimm gemeint. Nachdem er eine gute Woche hindurch Seefahrer und Küstenleute an sein Dasein erinnert hatte, dudie er sich wieder zu festem Schlaf. Aus der Tiefe nur drang gedämpft sein Schnar-

Noch jauchzte hier und dort eine Verhe. — Mit Weinlaub und Efeu schmückte man die Wagen, Sträuße von roten Georginen und duftenden Nieseden wanden die blonden Frieserunabchen. Aus dem Wagenschauer des Baer Bjarnar zog man die alte Staatskutsche, die Bölas Mann vor Jahren auf der Auktion des Amtmanns Grafen v. Reventlov gekauft — noch

prangte das stolze Wappen des alten holsteinischen Geschlechts an den Seiten.

Und von allen Höfen her bewegten sich die geschmückten Bauernwagen nach Bredstedt hin zur Kirche. Goldiger Sonnenschein lag lachzend über dem weiten Land.

Auch Tomme und Balthasar heirateten noch im Oktober. Drei Tage lang feierte die Umgegend von Drelsdorf bei Braunschweig, Schnaps und Kuchen. Die alte Dorthie schimpfte im Stillen auf diese Verschwendung. Aber nachher würde sie schon achgeben, daß die Schwiegerknechte nicht mit ihren schönen Talern herumwarfen. Sie hatte beschlossen, bei Tomme und Maria auf der alten Hofstelle zu bleiben. Zwar hatte sie geglaubt, Tomme würde seinem Unwillen über ihren Entschluß Luft machen, würde sich vielleicht gar weigern, aber Marias Verlobter schien von rührender Gutmütigkeit zu sein.

Und sogleich nach der Hochzeit begann Frau Dorthie ihr Willkürregiment im Hause fortzusetzen. Sie schimpfte in rauen Worten auf die Knechte, nörgelte an ihrer Tochter herum. Nur mit ihrem Schwiegersohn suchte sie Frieden zu halten. Doch der ging mit finsterner Stirn umher. Er mußte es ja bemerken, daß die Leute mehr Angst vor der Alte hatten als vor ihm, dem Herrn. Und Maria schien mehr daran gelegen zu sein, der Mutter alles recht zu machen, als dem Ehemann.

Wie ein gereizter Stier ging Tomme umher. Und keine Woche war seit der Hochzeit verstrichen, da brach es los. Man hatte sich zum Mittagessen hingesetzt. Oben am langen Tisch die Alte und das Ehepaar, dann die Knechte und Mägde.

Dorthie führte das Wort.

„Petrea, du dummes Mädel, kriegst nächstens die Fliegenklappe um die Ohren, wenn du nicht schneller wirst. Hannes braucht auch zwei Tage, um den Stall zu säubern.“

Maria stellte den großen Topf mit Brei auf den Tisch. Die Alte stach mit dem Holzlöffel hinein.

„Was, wieder viel zu viel Butter, Maria. Du bist und bleibst doch eine dumme Gans.“

Tomme hatte nur auf eine Gelegenheit gewartet. Jetzt stand er in seiner schwerfälligen Art auf.

„So, nun ist es genug. Dorthie, du vergißt, daß ich der Herr bin und die Knechte und Mägde zu schelten habe. Aber ich bin ein guter Kerl und nahm's nicht so genau. Doch weil du die Bäuerin, weil du meine Frau vor dem Gesinde beschimpfst, darum —“

Und Tomme schritt auf die sprachlose Alte zu, hob sie mit seinen Bärensäufen von der Bank und schleppte die zappelnd Widerstrebende zur Thür.

Erst draußen kam es Dorthie ganz zu Bewußtsein, daß sie aus ihrem eigenen Hofe rausgeworfen war. Im ersten Entschluß wollte sie zurückeilen, Tochter und Gesinde gegen diesen hergelaufenen Eindringling aufheizen, dann aber besann sie sich eines Bessern und ging nach dem Dorfe Drelsdorf hinüber, wo eine verwitwete Schwester wohnte. Mit ausgestrecktem Arm und geballter Hand sandte sie einen vernichtenden Blick nach dem

Hause zurück. Und ahnte doch nicht, wieviel Unheil die Zukunft für den Hof und ihre Tochter noch im Schoße barg.

So wenig hatte sie es aber verstanden, sich auch nur ein Fünkchen Liebe im Herzen ihrer Tochter zu sichern, daß Maria auf ihren wiedereintretenden Gatten zuging und ihm die Hände hinstreckend sagte: „Ich danke dir, Tomme.“

Maria erwartete und erhoffte nicht viel von Leben und Ehe, und daher gingen die Wochen still und friedlich dahin. Ja, das stille Mädchen schien nach der jahrelangen Zwangsherrschaft ihrer Mutter jetzt beinahe aufzuleben, ihre gelblichen Wangen wurden sogar ein wenig voller und rosiger, die Augen blickten nicht mehr so trüb und scheu, und es kam vor, daß bei Tommes nicht gerade zarten Wihen einmal ein Lächeln um ihren Mund spielte.

Bis es dann an einem rauhen Novemberabend an die „Strahentür“ klopfte und eine zitternde Stimme um Obdach bat.

Tomme war, wenn ihm alles nach Willen ging, gutmütig, und so forderte er das totesprieche, durchnäßte Mädchen auf, ans Herdfeuer zu treten. Maria sah die Fremde allerdings mißtrauisch, fast ängstlich an. Sie erkannte sofort, daß es eine „Tarterin“ — wie man die Zigeunerinnen nannte — war.

„Gib ihr trockene Kleider, Maria“, sagte Tomme, „Petrea, lege den Kessel über Feuer.“

Die Bäuerin ging mit der Fremden in die Schlafstube. Als die beiden nach einer Weile zurückkamen, sah der Mann ein schlankes Mädchen vor sich, dessen langes blaueschwarzes Haar in dichter Flut über Schultern und Rücken lag. Das Herdfeuer übergieß das keine Bronceanthlit mit goldigwarmem Schein. Die verschleierte dunklen Augen blickten Tomme in rührender Dankbarkeit und Untertwürfigkeit an. Nur in Maria, die doch so weisfremd und ohne Menschenkenntnis war, warnte eine leise Stimme vor Falschheit und Tücke. Und in seinem weiblichen Instinkt glaubte die Frau in den Augen der Tarterin etwas wie List und Berechnung zu entdecken.

Tomme aber bat, angenehm überrascht durch die Schönheit des eigenartigen Gastes, das Mädchen möchte sich ans Herdfeuer setzen.

Und dann begann die Tarterin mit anziehend fremd klingender Stimme zu erzählen.

Sie sei beim Betteln — Stehlen, dachte Maria — in Hlensburg ertappt und deswegen eingestekt worden. Tagelang habe sie nachher ihre Truppe gesucht, sie aber nicht gefunden. Die Thren müßten jetzt schon weit davon sein.

Tomme tröstete, sie sei hier gut aufgehoben. Und wenn sie seiner Frau zur Hand gehen wollte, so möchte sie bleiben, bis sie von den Thren höre.

In Maria lehnte es sich auf gegen das gütige Anerbieten ihres Mannes. Aber sie hatte es nie gelernt zu widersprechen.

Doch die Fremde kniete neben ihrem Wohlthäter und küßte demütig seine behaarten Hände. Und der plumpe Tomme

ließ sie in hilfloser Verlegenheit gewähren.

Margrete nannte sich die Tarterin. In der ganzen Umgegend wurde sie nachher als „de swatte Magret“ bekannt.

„Düff, döff“ klangen auf dem Lohdielen der Roogshöfe die Dreschflegel, „düff, döff“ bald hell, bald dumpf.

Spielet dem Roogsbauern das Werk eines Meisters vor und sagt ihm, es sei „Der Jahrmarkt“ oder „Abend im Städtchen“ gewesen. Er wird verständnislos den Kopf schütteln. Aber das Eschenholz auf der Lohdielen hat seine eigene Musik, und der Bauer versteht und empfindet das Lied, hell und dumpf zugleich, zugleich ein frohes Dankgebet nach heißer Sommerarbeit, und eine leise Mahnung, daß es Herbst wurde und der Winter Einzug halten will. Das Lied von fruchtreichem Leben und dem langsamen Sterben wieder eines Jahres.

„Düff, döff“ feuern in munterm Zweiklang die Dreschflegel am frühen Morgen die Drescher an: „Lang ist der Tag, nühst ihn.“ „Düff, döff“, kullt das letzte Hullen in der Dämmerung die Dörjer ein, „zur Ruhe, morgen geht wieder die Sonne auf.“

„Düff, döff“, klang es von der Lohdielen her in den Keller, die Küche und die Stuben. Und Ragnhildur ließ für einen Augenblick die Hände vom Webstuhl sinken, blickte träumend mit lächelnden Augen in die Dämmerung des Spätherbstabends hinaus und dachte froh: Jetzt wird er gleich eintreten, und wir werden Hand in Hand am Feuer sitzen, selig träumen und glücklich plaudern, wir, wir zwei reichen Menschenkinder.

Und noch einmal schallte wie ein heller Schlussschlag das klingende „düff, döff“ durchs Haus, dann war es still — Abend, Feierabend.

Feste, rasche Schritte hallten von der Dielen her, Garre trat in die Stube. Sie lagen sich in den Armen, sahen sich mit lachend strahlenden Augen an, küßten sich wie die jüngsten Brautleute, fühlten sich als die glücklichsten Menschen unter des alten Herregotts leuchtender Sonne und meinten, daß es garnicht anders sein, nicht anders werden könnte. Und doch, als sei ja das Leben so kurz, als müsse jeder Augenblick durchkostet werden, suchten sie jede Stunde notwendiger Trennung so kurz als möglich zu gestalten. Nachten die Leute darüber spotten, wenn Garre sein Weib auf Geschäftsreisen nach Bredstedt und Hlensburg mitnahm, mochte man hämisch sagen: Ragnhildur wage nicht, ihren schönen Mann allein fahren zu lassen. Was mußten die andern vom Glück dieser beiden. Nachten die Roogsfrauen Flug schelten, eine Bäuerin habe im Hause genug zu tun und keine Zeit, ihrem Manne nachzulaufen. Wie hat sich ein Gast auf dem Hofe der Hartsen-Jugwerfen so behaglich wohl gefühlt, wie jetzt, als die blonde Ragnhildur dem Hausmessen vorstand. Es war, als fiele ein Abganz ihres Glückes auf jeden Besucher.

Dann und wann nur, in einsamen Stunden, überkam es Ragnhildur doch wie leise mahnende Schwermut, es war

ihr, als blickten ein Paar tränenreiche Mädchenaugen sie mit schwerem Vorwurf an, und sie hatte das quälende Gefühl, als habe sie kein Anrecht auf soviel Seligkeit, als gönnten ihr die neidischen Götter dieses große Glück nur, um es ihr desto schneller zu zerstören. Und eine bange Ahnung durchzog sie.

Als dann die Tage immer kürzer wurden, die Zeit der Winter Sonnenwende näher rückte, die Zeit des Julefestes, in welcher Wöla mehr noch und düsterer als sonst ihrer Tochter vom grauen Isafold, seinen alten Göttern und wandelnden Geistern erzählt hatte, als der weisbärtige Sanft Nillas von Hof zu Hof pilgerte und mit knurrender Stimme die schüchternen Kinder ängstigte, wurde Ragnhildurs wehmütige, bange Ahnungsstimmung beunruhigender, quälender. Die junge Frau versuchte tapfer dagegen zu kämpfen, schalt sich töricht und zeigte Harre wie bisher ein glückseliges Gesicht, aber das unbestimmte Angstgefühl blieb und wuchs in ihr.

Mochte auch das Eis der Nordsee ächzend bersten, mochte die Sonne länger weilen und weiche Vorfrühlingsklüfte über die dampfenden Meeresfluten wehen, Ragnhildurs bleiche Wangen röteten sich nicht wieder, und immer seltener stahl sich ein frohes Leuchten in die schwermütig blickenden Augen.

Und als sie wusste, daß sie dem Stammbaum der Familie Ingwersen-Harres ein neues Reis schenken durfte, übertrug sie ihre bangen Ahnungen auf den Ungeborenen. Wie konnte ein Kind Segen haben, das sein Dasein dem Diebstahl an einer andern verdankte?

Harre war ganz Landmann. Er sah seit seiner ersten Kindheit das Säen und Sprießen, er sah die Pflücker um die Mäher springen, er kannte das Werden und Wachsen in der großen Goiteznatur, und es war ihm etwas Selbstverständliches. „Es ist alles natürlich auf Erden“, hatte er von Eltern und Freunden gelernt, und er hatte es stets als wahr und vernünftig nachgesprochen.

Und dieser Harre glaubte jetzt vor unbekannten, ungeahnten Wundern zu stehen? Mit scheuer Ehrfurcht konnte er sein Weib verschohlen betrachten, mit täppisch rührender Zärtlichkeit und Zartheit umgab er sie.

Zwar beunruhigte ihn Ragnhildurs verändertes Wesen. Als er aber einmal seiner Mutter gegenüber eine Bemerkung machte, lächelte diese mild und sagte beruhigend, das würde sich schon wieder geben.

Da ließ er sich beruhigen und wartete in still verstonnenem Glück, wie ein Kind auf das lichterprangende Weihnachtsfest sich freudig wartet.

Der alte Ingwer Harres stand hoch auf dem Deiche und überschaute unter weißbuschigen Brauen den Wiebenkoog. Das Korn stand gut; der Mai hatte viel liegen und wenig Sonnenschein gebracht, noch überzog das Halmennetz ein grüner Schleier, aus dem sich ein helleres Gelb kaum vordrängen konnte. Die Fennen

lagen frisch und üppig da, träge schleppte sich das schwere Vieh mit den prallen Leibern daher. Die Schafe standen faul an den Gräben, welche die einzelnen Fennen und Felder von einander trennten. Nur die Pferde, die allzu gute Lage hatten, sprangen ungeduldig wiehern mit geblähten Nüstern und gespitzten Ohren über die Fennen.

„Es wird Zeit, daß die Tiere Arbeit bekommen“, dachte Ingwer Harres, „sonst gehen sie vor Uebermut noch mit dem schwersten Heuwagen in die Gräben.“

Er wandte den Blick zum Meere hin. Es war Ebbezeit, grau lag der weite Wattenfeld vor dem Deich. Hier und da blinkte matt in langem, schmalen Priel das Wasser, Strandvögel trippelten geschäftig daher, stelsbeinige Musternfischer schritten gravitätisch über den Schlamm, neigten dann und wann den langen Schnabel hinab. Einige Möven hasteten seewärts. Sonst leblose Stille rings.

Ingwer spähte mit scharfen Augen gen Westen. Ein feiner Nebelhauch verwehte den Blick auf die Inseln. Nur in verschwommenen Umrissen gewahrte der alte Koogsbauer die nächste Hallig, Grönoog, welche einst sein Vater erworben hatte und die seit einem guten Menschenalter den Harres-Ingwersens gehörte. Auf der Halligwarft hauste seit Jahren in der kleinen festen Stätte der frühere Bauknecht vom Hofe, Owe Harres.

„Tag, Vater“, rief Harre, der vom Wohnhaus kam, „du vergißt wohl, daß heute Koogszeit ist.“

„Düwel — sage Mutter, daß ich gehe, und komme herauf.“

Der junge Bauer ging zu seiner Mutter in die Küche und stieg dann den Deichabhäng hinan.

Langsam, ohne viele Worte zu machen, gingen die Männer auf der Deichhöhe zu Peter Hansens Wirtschaft hinüber. Hier und da mähte ein Tagelöhner am Deichabhäng die hohen Diebsteln. „Gott help“, riefen die Bauern ihnen den alten Gruß zu, der in jener Gegend noch heute jedem bei der Arbeit besindlichen gilt.

In der Wirtschaft hatte sich schon ein großer Teil der Koogsbauern versammelt. Jeder neu Hinzutretende wurde mit kurzem Kopfnicken begrüßt.

Ingwer Harres und sein Kellner suchten sich einen Platz, und Peter Hansen stellte ihnen eine Teepunschasse hin. Die Sitzung hatte noch nicht begonnen. Wenn man doch einmal von der Arbeit gegangen war, ließ man sich Zeit und wartete auch auf die Spätklinge.

Man unterhielt sich über Haus- und Koogsangelegenheiten, einer der Bauern hatte gestern von einem Viehhändler in Helsingborg ein Blatt der „Wöchentlichen Nachrichten“, welche in Hamburg herausgegeben wurden, erhalten, und der Rechenmeister, der bei den Sitzungen das Protokoll führte, rückte sich die Brille auf der dicken Nase zurecht und begann mit gerunzelter Stirn vorzulesen, daß der Korse bei Waterloo gründlich geschlagen war. Der alte Schulmann war ein leidenschaftlicher Verehrer des größten aller Abenteurer, und Ingwer Harres lachte in

gutmütigem Spott auf, als er des greisen Lehrers verhaltenen Zorn bemerkte.

Der Rechenmeister faltete das Blatt zusammen und schob es dem Besitzer heftig hin.

„Schade, jammerschade um solch Genie“, rief er mit großartiger Miene.

„Ach was, Sch’nle“, entgegnete einer, „wenn der Lampenröhr, wie die Leute in der Stadt sagen, nicht wäre, hätten die Rosaten uns in Ruhe gelassen. Und den Brausen kann man es nicht verdenken, wenn sie ihm das Wiederkommen versalzen wollen, damit sie endlich einmal wieder in Ruhe säen und ernten können.“

„Die Kontinentalsperre wäre uns erspart geblieben.“ Na, na, frage mal einige Gufumer Pfefferfäde, wieviel ihnen das Schmuggeln eingebracht hat.“

Rechenmeister Brig blieb bei seiner Klage: „Schade, jammerschade um solch Genie.“ Ihm gefiel das Fremdwort so sehr.

Der neunzigjährige Behrens Jensen trat, sich schwer auf den silberknöpfigen Stuhl stützend, in die Stube.

Man nickte zum Gruß ein wenig länger, tiefer. Die Wirtin wollte ihm den großen Armstuhl hinschieben. Diese Anstalten machte sie jedesmal, wenn der Greis kam, obgleich sie wusste, daß er stets ablehnte.

Und auch jetzt winkte er heftig mit der breiten Rechten. „Bin noch jung, Anna Hansen, haha, Hans Pedersen wurde hundertneun Jahre, Niene Thodsen starb mit hundertvier. Bin noch jung. Nur das Lausen — die Gicht —“

Der Alte war vor sieben Jahren zum letztenmal aus den Neustadtgögen herausgewesen, hatte Korn nach Gufum gefahren. Von dieser letzten Reise zehrte seine Erinnerung noch immer.

„Ja, ja, die Zeit läuft, Minners, wenn man das so bedenkt. Ob die Gufumer wohl schon einen neuen Kirchturm haben? Was für Schafslöppe! Erst meinen sie, die Mauern wollen zusammensinken, und nachher können sie die festen Wände kaum abbauen. Haha, der Herrgott gebe uns mehr Verstand bei unsrer Sitzung.“

Der letzte ist endlich angekommen, die Beratung kann beginnen.

(Fortsetzung folgt.)



Und Heimatglocken klingen.

Erzählung aus der Gegenwart
von Gertrud Krampa.

(Schluß.)

Der Rechenmeister ließ ein Fenster herunter und spähte hinaus. Da tauchte auch schon die Bahnhofshalle auf. Ganz langsam fuhren sie ein.

Das erste bekannte Gesicht! Und dort winkte ihm jemand aus der Menge freudig zu. Wichtig, das war ja der alte Amtmann. Also der lebte noch.

Und da endlich! Die zierliche Blonde

Frau mit den beiden Knaben an der Seite rechte sich auf den Bebenspitzen, um besser sehen zu können. Herrgott! waren die Jungen gewachsen in dem einen Jahr! „Dina! — Jungs, wollt ihr euch wohl vorsetzen! Der Zug fährt ja noch.“

Ein lachendes Knabengesicht drängte sich dicht an das geöffnete Fenster.

„Is nicht ängstlich, Vati! Bin ja erst im Turnen.“

Ernst Wilhelm riß die Tür auf.

„Bitte, aussteigen, Herr Rittmeister.“

„Raderzeug ihr! Erst will ich eure Mama umarmen —“

Zwei glückstrahlende Augenpaare versanken ineinander. Dicht, ganz dicht schmiegte sich Frau Dina in die Arme ihres heimgekehrten Gatten.

„Liebster Mann —, daß ich dich wiederhabe —!“

„Ja, Dina, mein Liebling, dafür wollen wir recht dankbar sein.“ —

Dann küßte der Rittmeister seine Knaben.

„Gibt Ihr Eurer Mutti auch den Kopf nicht zu heiß gemacht?“

„Nein, nein, Viktor! Sie waren lieb und brav und ihrer armen Mutti Trost und Stütze.“ lächelte Frau Dina. „Freilich, wenn wir die liebe Tante Karla nicht gehabt hätten — wär's uns ohne dich wohl manchmal recht bange gewesen.“

„Tante Karla hat 'ne feine Ueberraschung für dich, Vati.“

Ernst-Wilhelm bekam von seinem jüngeren Bruder einen Knuff in den Rücken.

„Du, wenn du was von der Kriegstorte sagst, kriegst du nicht 'nen Happen ab, hat Tante Klara gesagt.“ zischelt er ihm gutmeinend zu.

Der Rittmeister strich seinem Jüngsten lachend über den Kopf.

„Na, ich hab auch 'ne Ueberraschung für Tante Karla.“ Er sah sich nach rückwärts um, aber seine Augen suchten vergebens.

„Wemist du etwas, Viktor?“

„Ja, meinen Reisegefährten.“

„Den verwundeten Offizier mit dem Eisernen Kreuz?“

„Ja, erkanntest du ihn nicht, Dina?“

Frau Dina verneinte.

„Ich gab weiter nicht acht auf ihn. Wer wars denn, Viktor?“

„Fred Hersfeld.“

Frau Dinas Augen weiteten sich vor Staunen.

„Ja, wir haben dem armen Karl noch viel abzubitten, Dina. — Aber, daß er die Gelegenheit benützt, um sich zu verkrümeln, ist doch ganz heimtückisch!“ —

„Soll ich'n suchen, Vati? Ich find'n ganz bestimmt,“ erbot sich Ernst-Wilhelm.

„Pö!“ machte Max. „Seit er bei den Pfabsindern ist, tut er sich immer dicker, er find't alles, Vati.“

„Na, dann laß er's ja mal beweisen, Max. — Also zeig' uns, ob du findig bist, Ernst-Wilhelm. Hast du den Sanitätsoffizier vorhin gesehen?“

Der hübsche Blondkopf nahm eine militärische Haltung an.

„Befehl, Herr Rittmeister!“

„Nun, dann laß und bitte den Herrn, er möchte noch einmal zurückkommen. Wir warten euch vorm Bahnhof.“

„Befehl! Ich bringe ihn, tot oder lebendig.“

„Lebendig ist mir lieber, mein Junge.“ lächelte Zurnmühlen hinter dem Enteilenden her.

„Und Karla jedenfalls auch,“ sagte Frau Dina leise, während sie, am Arm

„Aber er ist krank Dina,“ wandte der Rittmeister mit bedenklichem Kopfwiegen ein, „kränker, fürchte ich, als er selbst ahnt. Das steife Bein ginge noch an, und das Auge wird, wenn auch sehr schwach, ihm doch erhalten bleiben. Der Brustschuß jedoch — ich weiß nicht — ein sie-



Antag. Hoffmann.

Resten der vollständig zerstörten Kirche von Weg Marquard b. Biele.

ihres Mannes, den Bahnsteig verlassen. „Ich glaubte nämlich schon verschiedene Male zu bemerken, daß Karla die Geschichte von damals doch noch nicht ganz verwunden hat. Wenn sich das vergangene Glück noch einmal neu belebte für das liebe Mädchen — Viktor, wäre das eine Freude!“

Der Mann ist er für alle Fälle. Das sagt er sich ja auch selbst und aus dem Grunde wollte er auch von einem Wiedersehen mit Karla nichts wissen.“

Frau Dina sah nachdenklich zu ihrem Manne auf. Ihre Augen füllten sich langsam mit Tränen.

„Wenn du mir so wiederläufst, Lieb-

ster, ich mag nicht dran denken, aber — das würde doch an meiner Liebe nichts ändern. Nur, wer nichts, als das Neugierliche, an einem Menschen geliebt hat, der mag wohl vor einer Zerstörung zurückschrecken, ja, sich abwenden. Zu diesen oberflächlichen Naturen zählt aber deine Schwester nicht. Gerade alles, was hilflos ist, was unschuldig leidet und duldet, das nimmt sie am liebsten an ihr Herz. — Nun, du wirst daheim bald hören, was Karla in dieser schweren Zeit den armen Kriegerfrauen und Kindern gewesen ist. — Von mir werden sie dir wohl nicht so viel erzählen, Viktor — ich hab mich zu viel gekümmert um dich, hab immer nur weinen können mit ihnen, aber nicht trösten, wie Karla.“ —

blickte Freudentränen über die rötlichen, roten Wangen.

Und dann mußte „der Herr Rittmeister“ die Braunen bewundern, sie klopfen und streicheln. Ob sie nicht prächtig aussahen, trotz der knappen Gaserrationen und der Kartoffelfütterung? Dabei konnte man „die Tierchen“ nicht einmal schonen. Alle Tage mußten sie mit aufs Feld. Das Heu war nun rein. Schon trocken und duftig war's. Das würde den Bräunlein mal schmecken! Morgen wollten sie nun mit dem Kartoffelbuddeln beginnen. Eine schöne ergibige Ernte war zu erwarten. — Der Alte wurde nicht fertig, seinem Herrn alles zu berichten, was ihm wichtig dünkte. Ganz Eifer war er. Und der Rittmeister stand vor ihm und lächelte

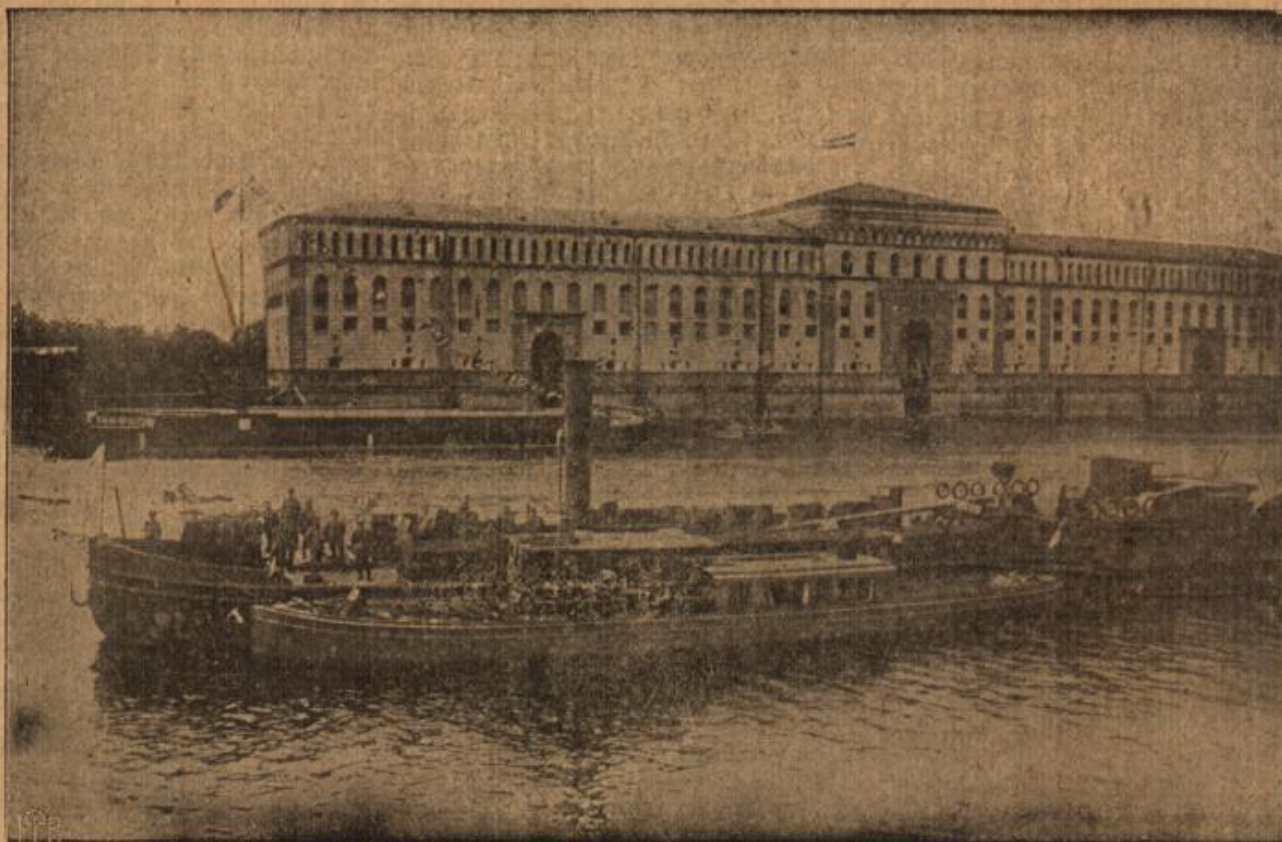
wohin er sich gewendet, Robert? Er ging an einer Krücke —

„Und hat 'ne Binde überm Auge gehabt? Ja, den habe ich gesehen, Herr Rittmeister. Der is hier gleich in'n Wagen gestiegen — so'n Mietfuhrwerk aus der Stadt — und fort.“

„Na, dann hat das Warten hier ja keinen Zweck. — Steig bitte ein, Schatz. Die Buben klauen wir schon unterwegs irgendwo auf,“ beantwortete er Frau Dina's ängstlich suchenden Blick.

Es dauerte auch nicht allzulange, so entdeckten des Rittmeisters scharfe Augen die Knaben in einer Seitenstraße.

„Run schau einer die Bengel an,“ belustigte er sich. „Da schleichen sie hinter einander an den Häusern entlang, als



Zwei Dampfer passieren die freie Donau.

Reiziger Hoffe-Dra.

„Mein liebes kleines Weib — — o, ihr Lieben, treuen, deutschen Frauen! Erst fern von euch lernt man euren wahren Wert schätzen — —“ Leise und innig formten des Mannes Lippen die Worte. Und dann kam es doch gleich wie Jubel hinterher. „Und nun gehören uns drei Wochen, Dina — ganze drei Wochen des Glücks! Blanke Augen will ich um mich sehen und lachen und fröhlich sein!“

„Willkommen daheim, Herr Rittmeister!“ rief ihn jemand von der Seite, wo die Wagen warteten, an.

„Das ist ja der Robert!“ Viktor Zurmühlen schüttelte seinem alten Kutscher herzlich beide Hände und hielt sie noch ein Weilchen und drückte sie. — Der guten ehrlichen Haut rannen ja wahrhaftig

und hörte geduldig zu, warf Fragen dazwischen und drückte seinem Frauchen zischendurch heimlich den Arm. Daheim! Daheim — — wieder daheim — — sang und klang es in ihm.

Die Braunen scharrten ungeduldig.

Ja, dann war's wohl soweit, Herr Rittmeister? soll ich fahren?“

Die Jungen sind noch nicht da, Viktor! Ich glaube auch, sie finden ihn nicht.“

Der Rittmeister hatte seinen jüngsten Sprößling noch garnicht vermisst.

„Die beiden jungen Herrn sind über die Brücke da gelaufen, nach dem Markt zu,“ wußte der Kutscher.

„Dann haben Sie vielleicht auch einen feldgrauen Sanitätsoffizier bemerkt und,

gingen sie auf Patrouille in Feindesland und gucken in jeden Hausflur und jedes Kellerloch hinein.“

Ernst-Wilhelm und Max schienen nicht gerade beglückt, als ihr Streifzug plötzlich ein so vorzeitiges und unruhliches Ende fand.

„Wo wir ihn nun doch beinahe hatten,“ erklärten sie vorwurfsvoll wie aus einem Munde und sandten es „fränkend,“ daß ihnen niemand Glauben schenken wollte, selbst die Mutti nicht. Erst des Vaters Erlaubnis, zu Robert auf den Rutschboden klettern zu dürfen und mal abwechselnd die Bügel zu halten, löste ihren Groll wieder in Jubel aus.

„Na, dann nur flott zu, ihr Räder! Tante Klara wird sich schon wundern.“

Karla Zurmühlen hatte auch schon verschiedene Male auf die Standuhr geblickt und sie mit ihrer Taschenuhr verglichen. Es war doch unglaublich, wie heute die Zeit schlich! — Schon vor einer halben Stunde hatte sie den Kaffeetisch hergerichtet in der Halle. Es war noch einmal so sommerlich warm geworden, daß die Gläser den ganzen Tag offen stehen konnten. Und Viktor liebte diesen Platz so. Er war so hell und groß und lustig.

Karla hielt noch einmal Umschau, ob auch jedes Ding so stand, wie der Bruder es gewöhnt war. Es sollte ihn doch gleich alles heimlich und traulich umhüllen, wenn er hier eintrat. Dann würde er doch das Schreckliche, was er da draußen inzwischen gesehen, erlebt und gelitten, leichter vergessen. —

Karla ordnete noch ein wenig an dem Tischschmuck, dann ging sie, von Unruhe getrieben, in den Garten hinaus, um nach den Säumigen auszuschaun.

Von Rechtswegen hätten sie schon hier sein müssen. Aber vielleicht hatte der Zug Verspätung. Das Älteste war, sie ging dem Wagen ein Stückchen entgegen, dann wurde ihr das Warten nicht gar so lang.

So hatte sie es auch früher schon gehalten, wenn sie hier bei Bruder und Schwägerin zum Besuch gewesen, und sie ihren Verlobten aus der Stadt erwartete.

Ach, wie oft war sie auf diesem schmalen Waldpfad Fred Hersfeld entgegengegangen! Denn wenn ihr Herz voll Unruhe war, mußte sie freien Himmel über sich haben und schnell ausschreiten können. Und wie war damals ihr Herz immer voll Sehnsucht gewesen! Flügel hatte sie sich oft gewünscht, ihm entgegenfliegen zu können und hatte es doch erleben müssen, daß Tage kamen, wo sie sich nur mühsam, wie mit Bleigewichten beschwert, ihm entgegeneschleppte. —

Karla riß im Vorwärtsschreiten ein Tannenreiß ab und begann, die Nadeln gedankenlos abzuzupfen. —

Es ging ihr eigentlich merkwürdig. Niemals hatte sie sich soviel in Gedanken mit ihrem früheren Verlobten beschäftigt, als seit Ausbruch des Krieges. Und doch auch wieder kein Wunder. — Wurde sie jetzt nicht ganz unwillkürlich an ihn erinnert, wo sie doch täglich von tapferen, mutigen Taten, von der todesverachtenden Kühnheit junger deutscher Helden hörte und las. Wurde sie nicht zu Vergleichen gezwungen, wenn sie daran dachte, wieviel Bräute ihr Blut freudig für die Ehre ihres Vaterlandes versprochen und sich dann vorstellte, wie jener Mann gehandelt, als es um seine eigene Ehre ging? — Der Mann, in dem sie bis dahin ihr Alles, ihr Höchstes erblickt! — Ja, so voll Scham, so voll Schmerz hatte sie lange nicht an Fred Hersfeld gedacht. — Nur Scham — nur Schmerz? — —

Karla schleuderte plötzlich den Tannenreiß von sich in den Graben am Weg, als brenne er in ihrer Hand. In ihrem hübschen energischen Gesicht stand ein Zug von Unwillen. An unfruchtbaren Grübeleien hatte sie nie Geschmack gefunden, gottlob! auch keine Zeit dazu gehabt. — Ein klarer Kopf und fester Wille bannte

die unruhigen Numorgelster aus vergangener Zeit immer sehr schnell wieder in einen Winkel ihres Herzens. Sie wollte auch jetzt nicht mehr an Fred Hersfeld denken, sondern nur noch an den Heimkehrenden, an ihren Bruder Viktor. —

Karla Zurmühlen trat rasch aus dem Schatten des Waldes auf die Landstraße hinaus. Nun endlich schienen die Erwarteten da hinten ja zu kommen. — Aber nein — es war ja nur ein Pferd vor dem Wagen. Und jetzt hielt er sogar an. Jemand stieg aus, und das Fuhrwerk wandte um. Nein, es fuhr nur an die Seite und hielt vor neuem. Der Fremde wollte das Gefährt also vermutlich wieder zur Rückfahrt nach der Stadt benutzen. Was aber suchte er hier? Um Neusesfeld herum gab es ja doch keine Sehenswürdigkeiten und, wenn er Bekannte im Dorf aussuchen wollte, hätte er weiterfahren können. Nun sah sie, es war ein Feldgrauer und er bewegte sich ziemlich langsam und schwerfällig an einer Kriade fort. Also doch ein Umlauber! Vielleicht mochte er seine Angehörigen durch seinen Anblick nicht so plötzlich erschrecken und war darum vorher ausgespart. — Jetzt bog der Fremde vom Weg ab. Aha, er hatte die Bank am Waldeßsaum entdeckt! Ihr Lieblingsplatz. Von dort flog der Blick soweit in die Runde, und die Stadt, mit ihren vielen altertümlichen Türmen und Wahrzeichen, bildete den Abschluß.

Wie gern hatten sie — Fred und sie — hier in der Abendstunde gegessen, wenn die Glocken in der Stadt den Sonntag eingeläutet. Sie konnten sie ganz genau am Klang unterscheiden. Die Glocken von Sankt Marien tönten ernst und schwer und eindringlich. Die „Sünderglocken“ hatten sie sie gekauft, weil sie dem schwärzesten Sünder das Gewissen weckten. Die andere, von Sankt Johannis, dagegen klang hell und jubelnd. Das war „ihre Gnadenglocke“ gewesen.

Und wie oft war sie im letzten Jahr mit Dina und den Kindern, auch allein, hierher gepilgert, um zu hören, wenn die Glocken einen neuen, herrlichen Sieg der deutschen Waffen verkündeten. Ach, wenn sie doch erst „im Jubelsturm durchs Land frohlockten“ und Sieg und Frieden kündeten! Den braven Tapferen allen war es wohl zu gönnen, daß sie bald heimkehrten zum Heimatfrieden.

Der Fremde dort auf der Bank mochte ihn wohl sehr tief empfinden, nach all dem Grausigen dieses Krieges. Er sah so in sich versunken da. Die Mütze lag neben ihm auf der Bank, und die Hände hatte er über der Kriade gefaltet. Wie furchtbar solche Heimkehr sein mußte — als Krüppel! Und doch auch nicht ohne Trost. Denn etwas gab es, was selbst den höchsten Schmerz erträglich machte, das war das Bewußtsein, bis zum Letzten redlich seine Pflicht erfüllt zu haben. Freilich nicht jeder mochte gleich diese Befriedigung empfinden. So mancher würde sich erst langsam durch viele dunkle Stunden durchkämpfen müssen. — Und zu denen zählte wohl auch der Fremde dort.

Karla verhielt plötzlich ihre Schritte. Sie meinte ein plötzliches Aufstöhnen zu

hören und wollte sich rücksichtslos leise entfernen. — Fühlte der Einsame die Nähe eines Menschen, oder war es Zufall, daß er gerade im selben Augenblick sich aufredte und umwandte.

Karla schrie auf. Oder war es der Fremde gewesen? Als wollte er einen Spuk verschrecken, hob er die Arme der lichten Gestalt entgegen, stand plötzlich aufrecht, wie zur Flucht bereit, und sank gleich wieder auf seinen Sitz zurück. Da flog auch der lichte Spuk schon auf ihn zu und kniete neben ihm und streichelte dem Schweratmenden die kalten Hände.

„Fred — mein lieber, lieber Fred —!“ Mehr Worte fand Karla nicht.

Fred Hersfeld sah wie ein Trunkener in die mild verklärten Mädchenaugen, aber seine Hände drängten und schoben die schmiegsame Gestalt von sich fort.

„Karla, ich bitte dich — laß mich wieder gehen. Ich habe dir viel, unendlich viel abzubitten — das weiß ich wohl. In Verblendung und Eigensinn zerstörte ich unser beider Glück — aber, dein Mitleid will ich nicht — — hörst du's, das ertrag ich nicht.“

Karla stand langsam auf, aber das liebe Lächeln blieb auf ihren Zügen. Still setzte sie sich neben den Erregten und verschränkte die Hände im Schoß.

„Mein Mitleid willst du nicht — Fred,“ sagte sie sanft und nickte ihm zu, so als — „siehst du, ich verstehe dich doch“ — und, als er nichts darauf erwiderte, sondern sich nur stumm auf die Lippen biß, griff sie noch einmal nach seiner Hand.

„Wenn ich nun gar kein Mitleid für dich fühlte, Fred? — — Wenn ich stolz wäre — ja stolz, daß du so, gerade so heimgelehrt — —“

„Karla, deinen Haß könnte ich verstehen — — deinen Spott — nein, der tut mir zu weh.“

„Spott? O, Fred — warum wehrst du dich so gegen die Wahrheit?“ — —

„Welche Wahrheit, Karla,“ drängte er da ungestüm. —

„Horch, Liebster!“ Karla neigte langsam den Kopf vor. „Unsere Glocken! — sie läuten den Sonntag ein. Kennst du sie noch? — die Sünderglocken — die Gnadenglocken?“ —

Fred Hersfeld wußte nicht, daß sich sein Arm immer fester, immer inniger um die schlanken Mädchenschultern legte. Das machte der Zauber der Heimatglocken.



Das Schwert.

Von Aurel von Jüchen.

Nun laßt das Liebesa sinen,
Das helle Janten springen!



Es ist ein alter bildlicher Ausdruck, den unser Kaiser bei der bekannten Thronrede in den Worten benutzte: „Mit reiner Hand ergreifen wir das Schwert.“

Unter dem Wortbild des Schwertes birgt sich für uns die ganze Kriegsmacht, Heer und Flotte, für uns lebt in dem Wort die ganze Welt der Waffen, uns klingt daraus das Sturmsgebrüll des Krieges vom Rassel der Trommeln bis zum Donnergetöse der Artillerie, und als der Kaiser das erwähnte Wort im Namen des deutschen Volkes sprach, sahen wir im Geiste dieses Volk mit trotzig zurückgeworfenerm Kopf bereit, seine Kraft zum äußersten zu spannen, zu siegen oder sterben.

Obwohl das Schwert, genau genommen, kaum noch unter den heutigen Waffen mitzählt, lebt es doch nicht nur im Bilde weiter, sondern dieses hat auch durch allerlei alte, mit ihm verbundene Bräuche einen mannigfachen Inhalt aufgenommen, der bei dem Worte in unseren Vorstellungen leise mitschwingt.

Wenn wir auch zunächst an die Waffe denken, so geht doch die Bedeutung des Schwertes über deren Zweck sofort hinaus. Man schaue nur den kleinen Mann, dem das Christkind ein hölzernes Schwert bescherte; mit welchem Stolz trägt er es an der Seite! Er fühlt sich dadurch zum Mann gewandelt, fast so sehr wie einst der Edelknappe, der an seinem höchsten Ehrentage, dem Tag des Ritterschlags, mit der Verechtigung zum Tragen eines Schwertes die staatsrechtliche Vollgültigkeit, die volle Männerwürde erlangte.

Zu allen Zeiten war ferner das Schwert Sinnbild der Freiheit. Ein freier Mannes Wehr, das freut dem Schwerte sehr. Uebergabe des Schwertes ist das Zeichen der Demütigung, ein weltgeschichtliches Beispiel dieser Art: Napoleons Degenübergabe bei Sedan; andererseits wird das Schwert als Sinnbild der Tapferkeit, der Ehre in besonderen Fällen dem überwundenen gefangenen Gegner belassen, so dem Kommandanten von Lüttich von deutscher, dem tapferen Führer unserer Emden von englischer Seite.

Man hat „Schwert“ und „schwören“ auf die gleiche Sprachwurzel zurückführen wollen, und tatsächlich legten einst alle germanischen Völkerschaften ihre feierlichen Eide auf den Ankauf des Schwertgriffes ab, ebenso wie später die Freischützen der Wehne ihre Finger auf ein blankes Schwert legten. Noch im Hinkelschen Bundesliede von 1815 heißt es in Erinnerung an diesen Brauch: „So schwört es laut bei unserem deutschen Schwerte!“ An Stelle des Schwerteides forderte das Christentum den Schwur auf Kreuzifix oder Bibel, da aber das Rittertum von dem Eid auf den Schwertkauf nicht abließ, wirkte die Kirche dahin, daß die Schwerter größere Querleisten erhielten und sich so gleichsam in Kreuze umwandelten. Noch jede größere Waffensammlung zeigt Schwerter, die an Stelle des Knaufs den Christuskopf, an Stelle des Griffes die Christusgestalt tragen.

Im Anschluß an den apostolischen Zuruf: „Nehmet den Helm des Heils und das Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes“ ging der Brauch des Schwertes auch auf kirchliches Gebiet

über. Päpste versahen zum Weihnachtsfest kostbare Schwerter an Fürsten und Völker, die sich um die Kirche besondere Verdienste erworben hatten. War hier das Schwert ein Sinnbild der Verteidigung des Glaubens mit Waffen oder Wort, so galt es andererseits in vielen Darstellungen als Zeichen des heiligen Geistes, und auf manchen byzantinischen Kirchenbildern ist Christus so vorgeführt, daß ein Schwert, das des Geistes, aus seinem Munde geht.

Ebenso wurde das Schwert zum Ausdruck göttlichen Zorns. Schon nach nordischer Mythologie sollte der Riese Surt einst den Weltuntergang mit flammendem Schwert herbeiführen, und der Cherub, der die ersten Menschen aus dem Paradiese vertrieb, erscheint mit flammendem Schwert. Bis hoch ins Mittelalter gab man wirklichen Schwertern die Form züngelnder Flammen. Auf diese ist die Bezeichnung Flambert zurückzuführen: „Mann für Mann, wer den Flambert schwingen kann.“

Nur wirklich Ritterbürtige durften in alter Zeit das Schwert tragen, Edle nur durch das Schwert hingerichtet werden, während die gewöhnlichen Freien das Beil, die Unfreien Strang und Galgen tötete. Hierdurch wurde das Schwert zum Sinnbild der Gerichtsbarkeit, des Rechts, und wie einst bei der Verhandlung der Richter ein entblößtes Schwert in der Hand hielt, später ein blankes Schwert auf der Tafel lag, an der die Richter saßen, so stellen wir heute die Götter der Gerechtigkeit dar mit Wage und bloßem Schwert.

Zwischen Schwert und Degen wird seit alters ein Unterschied gemacht, den Göthe mit den Worten kennzeichnet: „Nur euch zu hindern, schlaubert der Degen, bringet ein Schwert!“ und wenn er auch hierbei den Saladegen im Auge hat, so sind doch auch der Offiziersdegen, der Säbel, Pallasch und das sogenannte Krautmesser unserer Krieger, das Bajonett, nicht eigentliche Schwerter, sie haben sich aus diesem seit Einführung der Feuerwaffen entwickelt. Der jüngste Sproß, das Bajonett, stammt aus dem 17. Jahrhundert, doch noch Napoleon I. stieß auf große Schwierigkeiten, als er es bei seinen Truppen einführte. Die Soldaten schätzten es so wenig, daß sie es vor der Schlacht von Jena nur zum Ausgraben von Kartoffeln verwendeten, und viele die nach ihrer Meinung unnütze Waffe fortwarfen oder als Kriegsgandaken verkauften. In den späteren Kriegen Napoleons und besonders in den Freiheitskriegen hat indes das Bajonett eine bedeutende Rolle gespielt.

Nach den ersten Kämpfen dieses Krieges schrieb mir ein Altphilologe, der die Feder mit dem Schwert vertauscht hat, aus einem Schützengraben in Frankreich: „Ich möchte doch lieber ein alter Grieche sein und im fröhlichen Nahkampf das Schwert in der Hand dem Feinde zu Leibe rücken.“ Dieser Wunsch ist ihm, so fern wir den Unterschied zwischen Schwert und Seitengewehr außer Acht lassen, seit-

dem reichlich erfüllt worden; trotz aller Kampfmittel, die eine hochentwickelte Technik lieferte, ist in diesem Kriege die blanke Waffe wieder sehr zu Ehren gekommen. Ihre Bedeutung war in der Abnahme begriffen. Die Zahl der Verwundungen durch blanke Waffe, die 1859 im italienischen Feldzug 16,7% ausmachte, betrug 1864 im dänischen Feldzug 4%, 1866 rund 5%, 1870/71 kaum 1%, und im russisch-türkischen Krieg 1877/78 nur 0,9%, danach ist die Zahl der Verwundungen durch blanke Waffen im russisch-japanischen Kriege auf 7% und im Balkankriege noch höher gestiegen, auch die Geschichte des jetzigen Krieges weist schon viele Kämpfe auf, in denen die blanke Waffe die letzte Entscheidung brachte.

Wenn heute alles Mögliche bei uns zur Waffe geworden ist, nicht nur technische Erfindungen, die Eisenbahn, sondern auch z. B. die Druckerpresse, so lebt doch in allem der Geist des Schwertes, das „offen steht und von vorn die Brust durchsticht“. Die Waffe der Mächtigsten, von der unsere Feinde so eifrig Gebrauch machten, vertritt sich nicht mit diesem Geist. Andererseits ruht auf allen unseren Waffen etwas von der Weihe, mit der schon die alten Germanen das Schwert auszeichneten und die in unserer Zeit dadurch erneuert wurde, daß das deutsche Reich wesentlich aus Waffenarbeit hervorging. Wenn auch die Liebe, mit der noch Körner „die Eisenbraut mit dem liebesheizen bräutlichen Mund von Eisen“ feierte, wenig Raum mehr hatte in unserer vom Glanz des Friedens erfüllten Seele, so war doch die Ehrfurcht vor dem Schwert geblieben. Dieser Ehrfurcht hätte es widersprochen, das Schwert als Mittel zu einem Waffenspaaziergang anzusehen, wie ihn unsere Feinde nach Berlin machen wollten, dagegen sahen wir in ihm das Mittel, unsere Freiheit zu wahren und Gericht über ihre Angreifer zu üben. Und wenn uns Schmerz erfüllt, daß so viel Blut von seiner Schneide triefte, so sagt uns doch die Ehrfurcht vor dem deutschen Schwert, daß wir es nicht eher in die Scheide stecken dürfen, bis es wieder blank in den Strahlen der Freiheit und Gerechtigkeit blüht, bis es in Ehren ruhen kann.



Einspruch.

Einmal grüßt das Sonnenlicht
Jedes Blatt im grünen Hain,
Ist es auch am Morgen nicht,
Wird es doch am Abend sein.

Einmal sonnt sich in dem Tal
Jedes Blümchen noch so klein;
Ist es nicht im Morgenstrahl,
Ist es doch im Abendschein.

Ernst und Scherz

In letzter Zeit sind Versuche bezüglich der Schnelligkeit des Vogelfluges gemacht worden, bei denen sich ergab, daß eine Schwalbe trotz Gegenwind in einer Stunde und acht Minuten 236 Kilometer zurücklegte. In der Regel fliegt die Schwalbe nicht mehr als 18 Meter in der Sekunde. (Unsere Schnellzüge legen bei normaler Geschwindigkeit 70 Kilometer in der Stunde zurück.)

Die Brutstätten der Aale. Schon im Altertum kannte und schätzte man den Aal, der aus dem Meer in die Flüsse hinausstieg, um dann wieder im Meer zu verschwinden, so weit er nicht gefangen wurde, aber man

oft ein Stüd „Glückslohle“ bei sich. Mit dieser glaubt er auch den scharfsinnigsten Nachstellungen entgehen zu können. Zuweilen findet man auch bei der Untersuchung von Dieben ein Stüd Kreide, Glückssteine und Ringe nebst verrosteten Hufnägeln. So wie die Raubgefallen an den Schutz durch solche Dinge in der Stunde der Gefahr glauben, trennen sie sich davon auch nur sehr ungern und oft bemühen sie sich, auszubedingen, daß ihnen diese „Wertgegenstände“ bei der Entlassung aus der Haft wieder zugestellt werden.

Färbemittel für lebende Blumen. Abgeschnittene rote Rosen lassen sich über Schwefeldampf in weiße verwandeln, während sie sich, wenn man sie mit Salmiakgeist besprengt, grün färben. Dies gilt auch mehr oder weniger von anderen bunten Blumen. Pflöpft man junge Rosenpflanzen auf Ginster, so erhalten die Blumen

spazieren und steht einen armen, blinden Orgelspieler, nach dessen Verhältnissen sie sich teilnehmend erkundigt und ihm, beim Fortgehen, ein großes Geldstück auf den Teller legt. — „Gott vergelt's tausendmal, Herr Oberst!“ tönte ihr der Dank des Invaliden nach. M. A.

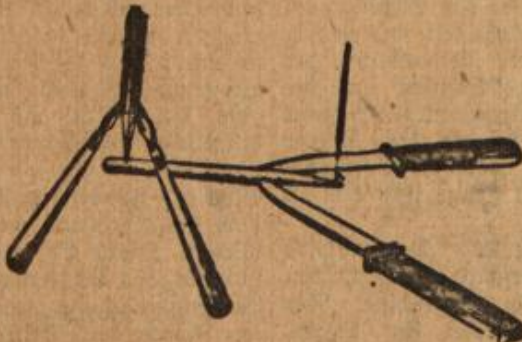
Abjähredungsmittel. Fremder (in einer Bank auf einige Gemälde zeigend, die untergehende oder mit dem Sturme kämpfende Schiffe darstellen): „Sie lieben wohl diese Art Malerei?“ Bankier: „Zwo! Diese Bilder habe ich nur zur Abschreckung für meine Kassierer in den Geschäftsräumen aufhängen lassen!“ M. A.

Georg Benda, der „Erfinder“ des Melodramas, wurde eines Tages über die Stimme einer Sängerin gefragt, die früher Tänzerin gewesen war. „Je nun,“ erwiderte Benda, „als Tänzerin singt sie gut, und als Sängerin tanzt sie noch besser.“ M. A.

Die Narrenliste. Der Schah Ali Mohamed von Persien beauftragte einst seinen Wesir, ihm eine Liste aller Narren in seinem Lande aufzustellen. Der Wesir gehorchte und — an der Spitze des Verzeichnisses stand der Name des Schahs. Erzürnt fragte dieser, warum sein Name da stehe, und der Wesir antwortete: „Weil du einen Tac (160 000 Mark) Männern anvertraut hast, um Pferde für dich einzukaufen; die Boten werden nie zurückkommen!“ „Aber nehmen wir an, sie kämen doch zurück?“ „Dann“, sagte der Wesir, „würde ich deinen Namen ausradieren und die Namen jener Männer dafür hinschreiben.“ M. A.

Der Zauberer in der Familie.

Unsere Abbildung zeigt, wie man zwei Bleistifte, von denen einer mit seiner Spitze an einem Faden frei hängt, zum Balancieren bringen kann. Der zweite Bleistift ruht mit der Spitze auf dem



ersten, wobei er durch zwei gleich schwere Federhalter genau senkrecht gehalten wird. Der wagerecht hängende Bleistift wird durch zwei ebenfalls gleich schwere Messer in seiner Lage gehalten.

wußte nicht, wo seine Nachkommenschaft herkam. Der alte Aristoteles ließ daher die Aale aus dem Schlamm des Meeres entspringen, und dieser Aberglaube erhielt sich noch weit über das Mittelalter hinaus. Man vermutet schon seit längerer Zeit, daß die Aale irgendwo in größeren Meerestiefen ihre Brutplätze haben müßten, hatte solche aber noch nicht entdeckt. Dem dänischen Forscher Dr. Schmidt ist es bei Gelegenheit von Meeresforschungen in der Umgebung von Island gelungen, den Laich von Heilbutten und Aalen aufzufinden. Junge Aalbrut wurde aus tiefen Meeresschichten zwischen Island und den Faröern aufgefischt. Die jungen Aale waren nur drei Zoll lang und dem ausgewachsenen Fisch völlig unähnlich. M. A.

Verbrecheraberglaube. Verbrecher klammern sich oft an einen tiefeingewurzelten Glauben, an Talismane und die schützende Macht von Zaubermitteln und Amuletten. Nach den Erfahrungen verschiedener Gerichte führt der gewerbsmäßige Einbrecher

eine schöne gelbe Farbe. Bringt man eine gespaltene wilde Zichorienwurzel (Wegwarte) oder eine Kornblumenwurzel in den Wurzelstock der Nelle, so wird man die Freude haben, blaugefärbte Nellen aufzuwachsen zu sehen.

Ein Weinmeer. Die mythologische Weltenteilung der Indier ist eine höchst eigenartige, denn sie kennt sieben Himmel über der Erde, sieben Kreise um diese, zwischen denen sieben Meere liegen, die ebenso viele Paradiese bilden. Unter den sieben Meeren ist auch ein — Weinmeer. Das Weinmeer der Indier übersteigt noch bei weitem die Ausführungen des deutschen Märchens vom Schlaraffenlande. In dem Paradiese des Weinmeeres wohnen alle diejenigen, die auf Erden im Ueberflusse gelebt haben.

Verfehltes Kompliment. Eine reiche, sehr mildtätige Dame, die aber von der Natur mit einer etwas tiefen Stimme beschenkt ist, geht im Berliner Tiergarten

Rätsel-Ede

Rätsel.

Das Rätselwort ist groß in diesem Kriege, Fortwährend treibt es unsre Truppen fort, Sie kommen schnell dadurch zu manchem Siege, Ru manchem, sonst wohl unbekannten Ort. An jenem Wasser, das du kannst erreichen, Wenn du ein Zeichen fühlst in dieses Wort, Die Russen mußten überall entweichen, Und deutsche Truppen zeigen stolz sich dort.

Homonym.

Im Teutoburger Wald geboren
Bring' ich als Frau mein Leben zu
Fast nur in unfruchtbaren Mooren
Und finde selbst im Tod nicht Ruh'!

Als Mann führ' ich ein lustig Leben,
Ich spring' umher in Feld und Wald,
Und Ferkelgeld wird nur gegeben,
Sobald des Jägers Büchse knallt.

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Auflösungen aus voriger Nummer;
des Rätsels I: Viste Vist; des Rätsels II: Masuren Mauren; der vierfüßigen Schabe: Siebenbürgen; des Wilderrätsels: Unrecht leiden schmeichelt großen Seelen.

Nachdruck aus dem Inhalt d. Bl. verboten.

Verantwortlicher Redakteur: H. Spring. Druck und Verlag v. Spring & Jahrendolph G. m. b. H., Berlin SO. 16.